



Feierabend



Das Geheimnis der Gandbank.

Von Eilen Duff.

South Haven ist eines unter den kleinen Fischerdörfern, die an der Mündung des Tayflusses liegen, dort, wo dieser sich breit ins Meer ergießt. Ein paar kleine Landhäuser drängen sich wie eine Schafherde während des Sturmes auf einem hohen Felsenaufläufer, und unterhalb dehnt sich eine kleine sandige Wasserhöhle, die hier und dort von kleinen Fischerbooten gleichsam gepupft wird, wo Netze trocknen, abgehärtete Fischerkinder spielen und Scharen kreisender Möwen sich ewig drehen und umherkreisen.

Dunkelheit zog allmählich über dem Fluß herauf, als ich einem Fremden begegnete, oder besser gesagt, ihn im Schilfrohr liegend antraf. Ich dachte, daß er krank wäre und lud ihn zu mir ins Landhaus ein, das ich für eine kurze Zeit gemietet hatte. Doch er schüttelte den Kopf. Er war gesund. „Höchstens“, fügte er hinzu, „bis auf mein krankes Gewissen“. Da ich merkte, daß er sich in irgendeiner Verlegenheit befand und scheinbar mir sein Vertrauen zu schenken wünschte, vielleicht, weil ich fremd war, so schlüpfte ich ins Gras hinter ihm und wartete.

Die Geschichte, die er mir nun erzählte, war eine ganz außergewöhnliche. Er war vor Jahren an einem freien Urlaubstage in dieses Fischerdorf gekommen und hatte in der Hütte eines Fischers Wohnung genommen. Dort lebte eine Tochter des Fischers, ein Mädchen mit rotem Haar, blaue Augen, gelenkig, wie diese Fischer Mädchen aus dem Norden zu sein pflegen. Sie hatte etwas Anziehendes an sich; etwas seltsam Mysteriöses, Tragisches war in ihrem Aussehen, das sie über den Durchschnitt erhob und ihn eigenartig bannte. Sie fanden gegenseitig Gefallen, liebten einander leidenschaftlich und ohne sich über die Zukunft Gedanken zu machen. Eines Tages sprach sie mit ihm von der Heirat und in ihrer naiven Art rebete sie, wie sie es im Herzen fühlte. Sie wollte und konnte auf keinen Fall das Dorf und das Volk der Fischer, unter dem sie aufgewachsen war, verlassen. Sie würde sich nie in der großen Stadt einleben und zu Hause fühlen, wo die Leute auch am Werktag ihre Sonntagskleider zu tragen pflegten und besondere Manieren und Moden hatten. Sie war weder unwissend, noch

ungeschickt, aber sie fühlte sich nur zwischen den Booten und Netzen und Möwen und dem Meer „daheim“. Sie wollte mit ihm also in dem kleinen Dorfe bleiben und sie bat ihn, ein kleines Häuschen, das mit dem nächsten Wittermin frei wurde, für sie zu mieten.

Der Fremde bebt, als er zu diesem Teile seiner Erzählung kam. Er grub mit seinen Fingernägeln kleine Löcher in den Erdboden ein und als er fortfuhr, schien seine Stimme einen poetischen Schwung zu haben und seine Seele weit, weit fort von hier zu weilen.

„Nun denn also, ihr Gespräch von der Heirat, vom Leben als einfache Fischersleute in diesem Dorfe, all das, was sie mir zuletzt als ihren jehlichen Wunsch offenbarte, trug nur dazu bei, mich aufzurütteln, mich wieder in den Besitz meiner Vernunft zu bringen. Ich denke, ich war damals nur ein eitler Hochhinaus. Ich weiß, daß ich schlecht gehandelt habe — daß ich schlimmer, weit schlimmer an dieser Frau handelte, die ich zu lieben vermutete, als an meinem ärgsten Feinde. Ich sehe sie jetzt ganz deutlich vor mir, ihr Gesicht, wie es aussah, als sie die Wahrheit zu begreifen anfang, daß ich die Absicht hegte, sie zu verlassen, daß ich nicht das Leben in ihrer gewohnten Art mit ihr leben und meine Stellung als der Sohn eines reichen Kaufmannes mit einer aussichtsreichen Zukunft aufgeben konnte.“

„Ich kann sie noch jetzt deutlich vor mir sehen, wie sie dort an jenem flachen Felsen lehnte. . .“ Er wies auf eine Stelle, wo eine Art dünner Felsplatte sich scharf vom feuchten, gelben Sande abhob. „Sie spielte mit einem höchsten Seegrass, zog es heraus, daß es feucht und schlammig aussah, und dann legte sie es wieder zurück, indem sie es wie ein Krautkraut ausbreitete. Sie sprach zu mir, bis die Sterne am Himmel erschienen und die Flut fast unsere Füße erreichte. . . Und ich konnte die Lichter der Stadt in der Ferne gewahren und dann den matten Schimmer der Petroleumlampen aus den Fischersütten. Oh, es war mir schwer zu Mut, wegzugehen, aber ich konnte beim besten Willen nicht bleiben. . . Als sie merkte, daß sie mich nicht zurückhalten konnte. . .“ — der Fremde holte hier

Atem — „da fluchte sie mir, da verfluchte sie mich! Sie sagte die schrecklichsten Dinge. Und als ich hinwegschlich, da rief sie mich zurück. Aber ich wollte nicht zurückkommen.“

Er hielt inne, — so lange, daß ich ihn mit einer Frage in die Gegenwart zurückversetzen mußte. —

„Wo sie jetzt ist? Tot! Wie Sie sehen, war ich damals so töricht. Ich verstand es nicht. Doch sie — sie — sie hatte einen Sohn. Ich habe ihn — meinen Sohn — und auch die Mutter nie mehr wiedergesehen. Wie man mir später erzählte, hatte sie keinen Willen zum Leben und der Kleine war von Anfang an schwach und kränklich und ging bald zu Grunde.“

Doch sie verfolgt mich, verfolgt mich ständig und ständig. Ich kann die Dämmerung nicht heraufziehen, die Sterne nicht hervorkommen sehen, niemals gewahre ich den Rebel über den Fluß heraufstiegen, ohne daß ich ihr Bild nicht gewahre, ihre Stimme nicht höre, wie sie mich verflucht. Bliden Sie dorthin, wie der Rebel dort ist — dem Munde heraufstiegt. Sehen Sie, wie er langsam herüberrollt? Sehen Sie es?“

Der Fremdling erbebt, wandte sich ab, vergrub seinen Kopf im Schilfe und den blauen Glockenblumen. Ich berührte seine Schultern und bat ihn, mit mir zu gehen, um bei mir einen kleinen Imbiß einzunehmen. Doch wollte er sich nicht von der Stelle rühren und erst nachdem ich sein Versprechen erhalten hatte, daß er heimkehren werde, bevor der Rebel alles verwischte und einhüllte, ging ich meines Weges.

Die Trauer und der Schauer ob seiner Geschichte, seine müde Stimme, mit der er mir die erzählt hatte. . . ich konnte mich davon nicht befreien. Ich zündete meine Lampe an, machte ein flackerndes Feuer, röstete rote Serringe über der heißen Asche, und immer wieder schien es mir, daß ich jene flache Steinplatte und das Gesicht des düsteren Fremdlinges vor mir sähe.

Ein paar Duzendmale öffnete ich meine Haustür, weißte Nebelfasern hereinlassend, denn jetzt hatte uns der Rebel bereits vollkommen eingehüllt. Endlich stolperte ich durch die Pechfinsternis zu dem Orte, wo ich ihn verlassen hatte, rief nach ihm, wartete auf eine Antwort, doch nichts erfolgte, nur das Frauen der Wogen, die

die Flut an die Felsen jagte, klang an mein Ohr.

Ein Küstenwächter fand seinen Leichnam unweit der Felsplatte und man vermutete, daß er in der vergangenen Nacht vom Nebel auf einer Sandbank eingeschlossen wurde, doch mußte man sich nicht zu erklären, wie er da hinauswandern konnte. Und ich, die darüber Aufschluß geben konnte, verhielt mich still.

„Die Leute sollten doch wirklich vorsichtiger sein, wenn sie zu dem Sandhügel hinauswandern und der Nebel über den Fluß heraufkommt“, meinte ein Fischer am selben Abend zu mir.

„Sicherlich“, antwortete ich, „es ist für einen Uneingeweihten gefährlich.“

Am nächsten Tage packte ich meine Sachen zusammen und reiste ab. Aber jedesmal, wenn ich Nebel über dem Flusse heraufsteigen und gegen die Stadt kriechen sehe, muß ich an den traurigen Mann im Schiffe denken und ich frage mich vergeblich: „Konnte ich ihn nicht retten?“

Modernes Waldlied.

Nach Eichendorff, von P. Laro.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Abgeholt so hoch da droben?
Stämme liegen rings und Kloben,
Säge knirscht und Axtstieb hallt.
Ach herrje, ach herrje,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt,
Motorrad und Autos rasen,
Oben Rehe nicht mehr grasen;
Alle sind längst abgemallt.
Ach wie schäd', ach wie schäd',
Lebe wohl, du schöner Wald!

Wer hat dich, du schöner Wald,
Drahtumzäunt so hoch da droben?
Warnungstafeln sind erhoben:
Drei Mark Strafe! Achtung! Halt!
Na dann nicht, na dann nicht,
Lebe wohl, du schöner Wald!

100 Milliarden Tonnen Wasser

50.000 Tonnen Gold!

Märchenhafte Schätze im Golfstrom.

Der Golfstrom ist jene lauwarme Wasserströmung, die, vom Kanal von Florida kommend, den Atlantik schräg von Südwesten nach Nordosten überquert und auf die westlichen Küsten Europas aufrifft. Die ungeheuren Wassermassen schaffen das für diese Küstengebiete charakteristische milde Klima. Die Entstehung des Golfstroms wird dadurch erklärt, daß die Passatwinde das Wasser den Äquator zwischen Afrika und Amerika entlang treiben und es in den Golf von Mexiko drücken, wo es sich durch längere Verweilung mit den heißen Küsten erwärmt. Dann fließt es durch den Kanal von Florida, zwischen Florida und Kuba, ab.

Man hat lange Zeit die Entstehung der großen Meeresströmung nicht gekannt. Bis 1850 glaubten die Geographen, daß die Strömung durch den Ausfluß des Mississippi im Golf von Mexiko verursacht werde. Als jedoch Ingenieure die Wassermassen beider Strömungen nachmaßen erkannte man, daß die des Golfstromes 20.000mal größer waren, als die des Mississippi. So war es unmöglich, die alte Erklärung aufrechtzuerhalten; eine neue

gab dann auch der berühmte amerikanische Meeresforscher Matur.

Der Golfstrom führt nach Maturys Erklärung stündlich 100 Milliarden Tonnen Wasser mit sich. Seine Temperatur ist immer höher als die des Meeres, in dem er fließt. Täglich enthält er die unvorstellbare Menge von 39.500 Trillionen Kalorien Wärme. Man versteht daraus die Wirkung der Strömung auf die westlichen Küsten Europas. Naturgemäß haben die Temperaturschwankungen des Wassers eine Rückwirkung auf die klimatischen Verhältnisse der berührten Gebiete. Diese Unbeständigkeit rührt zweifellos von der wechselnden Intensität der Sonnenstrahlung auf die äquatorialen Gebiete her, durch die dann wieder die Entstehungsurache des Golfstromes, die Passatwinde, beeinflusst werden.

Ein französischer Physiker, Drac, und seine Begleiter, die kürzlich eine Reise nach Kuba gemacht haben, um Studien zu dem großen Projekt der Kugbarmachung der Meereswärme anzustellen haben sich auch mit dem Golfstrom befaßt. Der Physiker berichtet darüber u. a.: Bekanntlich enthält das Meereswasser Gold, und zwar fünf Zehntel Gramm in einem Kubikmeter. Nun gibt es aber auf unserer Erde etwa 1300 Millionen Kubikmeter Meerwasser. Könnte man das Gold gewinnen, so läme auf jeden Erdbewohner ein Block Gold im Werte von 110 Millionen Mark. Der Golfstrom führt, wie gesagt, durchschnittlich 100 Milliarden Tonnen Wasser in der Stunde. 50.000 Tonnen Gold transportiert also der Golfstrom stündlich gegen die Küsten Europas. Wo bleibt das Genie, das diese Schätze hebt?

Das Leben eines Entdeckers.

Der große Forscher und Abenteurer Roald Amundsen erzählt...

Mit grenzenloser Spannung, aber auch mit tiefer Bewegung wird man die Lebensgeschichte lesen, die Roald Amundsen kurz vorher geschrieben hat, ehe er zu dem Fluge startete, um Nobile zu suchen, und von dem er sich wiederkehrte. Jetzt, nach seinem nicht mehr zu bezweifelnden Tode, sind diese Lebenserinnerungen als Buch erschienen („Mein Leben als Entdecker.“ Von Roald Amundsen. Mit 3 Karten und 7 Bildern und einem Nachwort von Dr. Franz Vohwinkel. Geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.) und es erzählt in der dem großen Entdecker eigenen bescheidenen, von jeder Ruhredrigkeit freien Weise von Amundsens Jugend, von seinem Werdegang, seinen Fahrten und Forschungen, seiner Eroberung des Südpols und der Ueberfliegung des Südpols. Das Leben eines Entdeckers — viele werden glauben, es sei wenigstens frei von materiellen Sorgen; von Amundsens Leben erfahren wir, daß alles eher als dies der Fall war, daß er stets mit finanziellen Nöten zu kämpfen hatte und daß er bis zu seinem Tode von Geldsorgen gequält wurde. Dennoch war sein Leben ein reiches und beneidenswert bewegtes.

Aus Amundsens Jugendzeit.

Es war kein Zufall, daß Amundsen gerade Entdecker wurde, denn seit seinem fünfzehnten Lebensjahr galt sein Streben keinem anderen als diesem Ziel. In diesem Lebensjahr fielen ihm die Werke Sir John Franklins, des großen Forschungsreisenden, in die Hände, und wie er sagt, blieb die begeisterte Erregung, mit der er diese Werke las, für sein ganzes Leben bestimmend. Gerade die Beschreibung der auf den Forschungsreisen Sir John Franklins erduldeten Entbehrungen, fesselte Amundsen am stärksten und es brannte ein merkwürdiger Ehrgeiz in ihm, gleiche Leiden zu überwinden. Bei grimmigster Kälte schloß er bei offenem Fenster und jede freie Stunde, die ihm die Schule ließ, lief er im Winter ins Freie, durchforschte die Hügel und Berge um seine Heimatstadt Oslo, erhöhte seine Geschicklichkeit im Bewingen von Eis und Schnee und härtete seine Muskeln für das künftige große Abenteuer. Seiner Mutter zuliebe studierte Amundsen Medizin, aber nach ihrem Tode gab er das Studium auf, um sich völlig seiner Entdeckerlaufbahn zu widmen. Als Zweiundzwanzigjähriger unternimmt er zusammen mit seinem Freunde seine erste Expedition: Von ihr behauptet Amundsen, daß sie ihm fast schwerere Gefahren und Mühsale brachte als seine späteren Polarfahrten. Die beiden jungen Leute versuchten damals mitten im Winter ein etwa zweitausend Meter hohes

Felsplateau, das sich von Oslo westwärts bis zur atlantischen Küste zieht, zu überqueren. Ein Versuch, der sie fast das Leben kostete. Ach: Tage lang irrten sie im Schneesturm umher, und als sie nach ihrem Ausgangspunkt zurückkehrten, erkannte man sie nicht wieder. So sehr hatte diese eine Woche ihr Antlitz verändert.

Die Nordwestpassage löst.

Im Jahre 1900 begann Amundsen seine erste selbständige Expedition vorzubereiten. Das große Geheimnis der Nordwestpassage lockte ihn; als erster wollte er die Durchfahrt vom Atlantischen zum Stillen Ozean entlang der Nordküste des amerikanischen Kontinents erzwingen. Es war ein Unternehmen, an dem vierhundert Jahre hindurch die kühnsten Männer gescheitert waren; unter ihnen auch John Franklin, dessen Schriften auf den fünfzehnjährigen Roald so tiefen Eindruck machten, daß er beschloß, Entdecker zu werden.

Die Vorbereitungen wurden mit dem Kauf eines kleinen Fischkutters eingeleitet. Diese Ausgabe hatte Amundsens Vorrat erschöpft; für die Ausrüstung war kein Geld mehr vorhanden. Zwei, drei Jahre bestürmte der junge Forscher, dessen Name noch keinen Weltruhm besaß, alle möglichen Geldquellen; wissenschaftliche Gesellschaften und private Gönner, aber niemand wollte in das sehr unsichere Geschäft der nordwestlichen Durchfahrt Geld hineinstecken. Die Zeit verging, die Gläubiger, die die Ausrüstung geliefert hatten, wurden immer drängender, einer drohte, Amundsens Schiff beschlagnahmen, ihn selbst wegen Betruges einsperren zu lassen. Da wählte Amundsen einen verzweifelten Ausweg. Ein Handstreich setz ihn und seine sechs verlässlichen Begleiter in den Besitz des Schiffes der „Gjoa“; bei Sturm und Wollenbruch lichten sie den Anker und steuern um Mitternacht des 17. Juni 1903 der offenen See zu. Als die Gläubiger am nächsten Morgen aufstanden, waren Schiff und Schuldner verschwunden. Erst nach Jahren sahen sie den „Schwarzfahrer“ wieder.

Drei gefährliche Abenteuer.

Am Grönland herum ging die Fahrt und dann steuerte das Schiff, von dem Amundsen wichtig sagt, daß es einem schwimmenden Möbelwagen glich, in das gefährliche Gewirr der Inseln, die der Nordküste Amerikas vorgelagert sind.

Da sitzt die „Gjoa“ schon auf einem heimtückischen Eisriff und rührt sich nicht vom Fleck. Nach einiger Zeit schwennt es die Strömung weiter. Lange Minuten vergehen. Ist das Schiff heil geblieben oder hat es ein

Bedabongetragen? Der Kumpf ist ganz geblieben, aber das Steuer gehorcht nicht mehr! Bald ist auch dieser Mangel behoben. Wenige Tage später bricht ein Brand im Benzinslager aus; mit knapper Mühe entgeht das Schiff einer Explosion. Das dritte Abenteuer, das am Beginn der Expedition stand, war ein entsetzlicher Sturm, der vier Tage lang das Schiff zu vernichten drohte. Aber schließlich entging es auch dieser Gefahr.

Als die „Gjoa“ im Winterquartier lag,

stieß ein Trupp Eskimos zu der Expedition. Zwei Jahre lang währte die Freundschaft, die Anrunden reiche Gelegenheit zu anthropologischen (menschenkundlichen) und ethnologischen (völkerverkundlichen) Forschungen bot. Die Eskimos boten mit Begeisterung ihre Koch- und Jagdgeräte her (aus Knochen) und die herrlichsten Felle für leere Konfervenbüchsen, Jagdmesser und andere Waffen, besonders aber für Holz, das ihnen nahezu unbekannt war.

stehung einer Epidemie bedeuten würde, ist gar nicht abzusehen.

Hier vollzieht sich eine Massenuggestion, wie sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorgekommen ist und voranschreitig vorkommen wird. Hier nutzt kein Vernunftprediger, und jedes Einschreiten wäre aussichtslos; konnten sich doch diese Zustände entwickeln, obwohl in Oesterreich ein gesetzliches Verbot der Kurpfuscherei besteht.

Feuerzauber in Gollspach.

Der „Wunderdoktor“ Zeileis, dessen Name heute in aller Munde ist, hat das kleine Gollspach zu einer Art Lourdes gemacht. Zu Tausenden strömen ihm Kranke zu in der Hoffnung, Heilung bei ihm zu finden. Er hat begeisterte Lobredner gefunden, aber ebenso viele Gegner, die sein Verfahren als glatten Humbug bezeichnen. Das sind nicht etwa nur die akademischen Ärzte alter Richtung, sondern auch erfahrene und erprobte Heilkundige die ausgesprochene Widersacher der sogenannten Schulmedizin sind. Das gibt inmerhin zu denken. Der vorliegende Bericht entstammt der Korrespondenz für Gesundheitswesen und Sozialversicherung, dem Organ der Ärzte Deutschlands.

Jede Zeit hat die Wunderdoktoren, die sie verdient; und wenn früher auf den Jahrmärkten die Zahnräder, Knochenbrecher und Bruchschneider ihre Künste an dem Publikum ausließen, so stellt der moderne Heilbehandler die Elektrizität, die Röntgen- und Radiumstrahlen in seinen Dienst.

Etwas auf diesem Gebiet kaum Dagewesenes trägt sich seit einigen Jahren in dem oberösterreichischen Marktflecken Gollspach zu. Dort hat der Heilbehandler Valentin Zeileis einen Strahlenbetrieb eröffnet, der im eigentlichen und übertragenen Sinne des Wortes die Zustände auf dem Gebiet der wilden Krankenbehandlung beleuchtet. Zeileis hat offenbar davon gehört, daß die Medizin Hochfrequenzstrahlung, Röntgenapparate und Radiumstrahlen verwendet. Er hat mit diesen drei Heilfaktoren sich ein System zurechtgemacht, dessen Wesen darin besteht, daß es völlig systemlos ist und daß es bei allen Krankheiten angewendet wird. Das Verfahren ist weiter durch Einfachheit insofern ausgezeichnet, als nur behandelt nicht aber untersucht wird, d. h. Valentin macht eine nur als Schrimunter-suchung zu bezeichnende Bewegung mit einer Geislerischen Röhre: Sie wird vor dem Kranken einmal auf und ab bewegt, und aus ihrem Aufleuchten erkennt Zeileis angeblich, was dem Kranken fehlt. Die so gewonnenen Diagnosen sind fast ausnahmslos falsch, und sie treffen höchstens einmal zu in den Fällen, in denen man auch ohne das Herumschleichen mit der Geislerischen Röhre dem Kranken sein Leiden ansieht, wie z. B. Lähmungen, Hautauschläge, Verkrüppelungen usw. Valentin hat es aber auch gar nicht nötig, Diagnosen zu stellen, denn er behandelt alle Krankheiten, ganz gleich, um was es sich handelt mit einem Strahlenbündel aus seinem Hochfrequenzapparat; dazu gibt er noch etwas elektrisches Bogenlicht und einige Röntgenbeleuchtungen, wie angeblich auch Radiumstrahlen. Dieser Nischmasch von Funken, Blitzen, Strahlen und Elektrizität wird nur ganz wenige Sekunden angewandt, und so kann niemand sagen, daß ihm etwa durch die Behandlung direkt Schaden zugefügt worden wäre.

Dieser Prozedur werden nun unterworfen: Haut-, Augen-, Hals-, Nasen-, Ohren-, Nerven-, Frauenleiden; Kranke mit Magengeschwür, Rückenmarkschwindel, Gehirngeschwülsten, Gallensteinen, Leberleiden, Verdauungsstörungen, Lähmungen usw. usw.

Hier ist also ein Spezialistentum am Werke, das angeblich für alle Krankheiten in Frage kommt, und man kann sich vorstellen, was die Folge einer derartigen Bieleitigkeit und Vielgeschäftigkeit eines solchen Heilbehandlers ist.

Nach Gollspach strömen Hunderttausende von Kranken, Siechen und Gebrechlichen mit allen nur erdenklichen Leiden; Männer, Frauen und Kinder kommen hierher alle Lebensalter sind vertreten. Jeder will sich bestrahlen, befunken, beleuchten und bebligen lassen. Einer erzählt dem andern von der Wunderwirkung der Zeileis-Methode. Man kann sich denken, was eine, auf Zeileis schwörende, von dem Wunsche zur Genesung besetzte Menschenmenge bedeutet; laminenartig wachsen die Gerüchte und tragen die Propaganda für Gollspach in alle Welt hinaus. Und während hier eine Massenuggestion wirksam ist, die ihresgleichen sucht, liegen in den Spitalern in der Umgegend von Gollspach die Kranken, denen die Zeileis-Kur nicht geholfen hat, die von rettenden ärztlichen Eingriffen zurückgehalten worden sind und die kostbare Zeit verloren haben bei den Blitzen, Strahlen und elektrischen Strömen von Valentin. Leute, denen gar nichts fehlt, werden als Paradebeispiele ausgespaunt; von Enttäuschungen, Verschlimmerungen, ja Todesfällen wird wohlweislich geschwiegen.

Zu der Berliner Medizinischen Gesellschaft gab jetzt Professor Paul Lazarus ein erschütterndes Bild von dem Betrieb in Gollspach: Durchschnittlich behandelt Zeileis täglich tausend Kranke. Das kann er natürlich nur so durchführen, indem er immer etwa gleichzeitig hundert Patienten in den Behandlungsraum läßt; sie müssen mit entblößtem Oberkörper antreten, und dann geht der Feuerzauber los. Fragen dürfen nicht gestellt werden. Auf Unterredungen mit den Kranken läßt sich Zeileis auch nicht ein; er kann das auch nicht, weil er während der Behandlung ständig eine Virginia im Munde hat.

So geht dieser Betrieb ununterbrochen. Der Marktflecken Gollspach mit seinen wenigen hundert Einwohnern ist natürlich nicht in der Lage, die Tausende von Menschen aus aller Herren Ländern, die hier zusammenströmen, unterzubringen. Im weiten Umkreise müssen die Leute Quartier nehmen und in allen nur denkbaren Weiteilen sich nach Gollspach befordern lassen. Dort sind die sanitären Zustände derartig primitiv, daß ständig mit dem Ausbruch von Seuchen gerechnet werden muß, da ja zahllose ansteckende Kranke unter dem Fremdenpublikum sind. Was hier die Ent-

Die Menschenmassen sind eben der Bestrahlungsspychose erlegen; während in der Hand des physiko-therapeutisch geschulten Arztes die Behandlung mit Hochfrequenzströmen, Röntgen- und Radiumstrahlen gegenständig wirken kann, wenn vorher die Krankheit sorgfältig diagnostiziert ist, bietet die Zeileis-Kur weiter nichts als Fehlleistung, beruhend auf Fehldiagnosen. Professor Lazarus gab davon geradezu erschütternde Beispiele; die Verschlimmerungen, das Verschleppen von Krankheiten sowie die Todesfälle, die ärztliche Kunst hätte verhindern können, reden eine laute Sprache. Sie wird überhört von einer fanatisierten Menge, die in Gollspach einen Wallfahrtsort und in Zeileis einen Wandertäter sieht. Wehe dem Arzt, der in dieser Weise Kranke „abfertigen“ wollte; da würde sich das Publikum bei allen nur denkbaren Instanzen beklagen und die Gerichte verurteilen jeden Mediziner, der nicht „nach den anerkannten Regeln ärztlicher Kunst“ die wissenschaftlich geprüften Heilmethoden anwendet. Erst unlängst wurden wieder Ärzte bestraft, weil sie Fehldiagnose stellten; sie hatten im Jahre etwa 300 000 Kranke beraten, ohne natürlich exakte Diagnosen stellen zu können; ein solcher Massenbetrieb wurde von dem Gericht als strafbare Leichtfertigkeit angesehen.

Bei Zeileis geht eine derartige Massenabfertigung Tag für Tag weiter; sie bringt ihm eine durchschnittliche Tageseinnahme von 5400 Mark; begreiflich, daß auch jezt außerhalb Gollspach Zeileis-Institute eröffnet werden. Dort geht es übrigens ähnlich zu wie in Gollspach selbst, was uns von den begeistertsten Kranken berichtet wird. Angesichts dieser Tatsache muß die Öffentlichkeit auf die ungeheure Gefahr hingewiesen werden, die in dieser Straßennymfist, verquickt mit einer Psychoindustrie, liegt!

Ragen-Hilförrhen.

Die Raga ist auch in unseren Tagen, in denen sie zum Schoßtier und Liebling des Hauses geworden, noch immer von einem gewissen Geheimnis umwintert. Es ist nicht zufällig daß dieses einst göttlich verehrte Tier von den Dichtern und Künstlern am meisten besungen und gekennzeichnet worden ist. Die Legende hat um die Raga eine seltsame Phantastik gewoben, von der wir manches in einem neuen, demnächst bei Georg Müller in München erscheinenden Buch „Ragen“ von Bol Sakarudi erfahren, das neben zahlreichen Abbildungen auch eine amüsante Geschichte der Raga bietet. Thronie die Raga am Nil und am Ganges in den Tempeln, so wurde ihr Bild von den römischen Legionen als Sinnbild der Freiheit auf den Fahnen getragen. In Europa wurde die Raga erst gegen Ende der Kreuzzüge allgemeiner, denn mit der Vermehrung der Mäuse infolge der Ausbreitung des Getreidebaus mußte man auch nach einem Vertilger dieser Plage Umschau halten. Im zehnten Jahrhundert war eine Raga, die schon gemauert hatte, sehr wertvoll und wurde mit hohem Preis bezahlt. Auch in den religiösen

Deremonien spielten die Katzen eine Rolle, wie z. B. eine Sitte am Fronleichnamsfest zu Aig in der Provence zeigt. Der schönste Kater, der in der Umgegend aufzutreiben war, wurde, wie ein Säugling gewickelt, in einem kostbaren Schrein zur öffentlichen Andacht ausgestellt. Aber am Feste von St. Johannes erfuhr Singens Geschick eine traurige Umwandlung. Aus diesem Anlaß wurde nämlich eine Anzahl Katzen mit dem so sehr verehrten Kater zusammen in einen Weidenkorb gesperrt und auf einen Scheiterhaufen geworfen, der vom Bischof eigenhändig in Brand gesetzt wurde. Man glaubte, daß die Hexen am häufigsten die Gestalt von Katzen annehmen, und so galt die Katze vielfach als die Wohnung böser Geister. Waren so die anmutigen Tiere manchen Verfolgungen ausgesetzt, so gab es andererseits auch ein Katzenrecht, das im Kanton Zürich noch bis 1780 galt. Danach mußte einer, der einem anderen eine Katze totgeschlagen hatte, den durch vier Stöße ausgepannten Balg des Tieres mit Korn beschütten und es dem Eigentümer ausliefern. Für diese Rechtspflege war ein besonderer „Tierherr“ eingesetzt. — Daß Katzen auch das Fischfangen lernen, wird verschiedentlich berichtet, so z. B. von einer Katze, die in einem der Festungswerke bei Plymouth gehalten wurde und täglich in die See tauchte, um die gefangenen Fische dann im Maul in das Matrosenwachzimmer zu bringen.

Ein Rechensturz.

Nimm ein Stück Papier und einen Bleistift zur Hand und schreibe dir eine dreistellige Zahl auf, deren erste und letzte Ziffer um mehr als eins differieren, also vielleicht 346, 721 oder 589; aber nicht Zahlen wie 726, 505 oder 333. Jetzt drehe die Ziffern dieser Zahl um und ziehe die kleinere Zahl von der größeren ab. Die Ziffern des Ergebnisses dreht du wieder um und zählst diese Zahl dem Ergebnis zu. Du wirst 1089 erhalten. Rechne nach:

643	721	985
— 346	— 127	— 589
297	594	396
+ 792	+ 495	+ 693
1089	1089	1089

Wenn bei einer Zahl aber die erste und die letzte Ziffer nur um eins verschieden sind, dann ergibt sich folgendes Bild:

726
— 627
99

Die Zahl 99 kannst du drehen und wenden wie du willst, es bleibt 99, und 99 + 99 ist nur 198, nie aber 1089. Also darauf mußt du bei diesem Rechensturz achten! Falls.

Was mancher nicht weiß.

In China gilt es als vornehm, die Fingernägel so lang wie irgend möglich wachsen zu lassen; man will damit ausdrücken: „Ich brauche nichts zu tun, sehen Sie selbst: meine Hand ist unbedeckt von Arbeit, untauglich für irgendein nützliches. Die Nägel der vornehmen Chinesen sind häufig doppelt so lang wie die Hand.“

Die erste Hypothek, von der wir wissen, wurde vor mehr als 4000 Jahren in Babylon aufgenommen; dort verpfändete ein Mann schriftlich seinen Grundbesitz für eine als Darlehen erhaltene Geldsumme.

Der Mensch ist, wenn er morgens aufsteht immer etwas größer, als wenn er sich am Abend zur Ruhe begibt. Das ist darauf zurückzuführen, daß die zwischen den Rückenwirbeln liegenden Anorpel im Laufe des Tages infolge der aufrechten Stellung etwas zusammengepreßt werden.

Die höchste Eisenbahn der Welt befindet sich in Chile, und zwar erklimmt die Autofogasta- und Solibia-Eisenbahn eine Höhe von circa 5000 Metern.

Venedig ist nicht die einzige Stadt, die auf Inseln gebaut ist. Auch Amsterdam und Gent sind auf einer Anzahl kleinerer Inseln errichtet. Venedig ist auf 18 Inseln erbaut und hat 378 Brücken, Amsterdam liegt auf etwa 100 Inseln, die durch 300 Brücken miteinander verbunden sind. Gent ist auf 26 Inseln erbaut, die durch 270 Brücken miteinander in Verbindung stehen.

Im Nil leben nach den neuesten Feststellungen weit mehr Fischarten, als in irgendeinem anderen Flusse der Welt. Man hat nicht weniger als 8000 verschiedene Fischarten gezählt.

Neugeborene Seehunde sind sämmerlich und halten diese Farbe einige Zeit bei, so daß sie sehr schwer von dem Eise zu unterscheiden sind, auf dem sie immer geboren werden. Nur Augen und Rüstern sind schwarz.

Betteres.

Aus Russland. Zwei Sowjetbeamte begegneten sich. „Was tust du gegenwärtig?“ — „Stellunglos. Schlecht geht's mir. Und du?“ — „Ich sitze auf einem der Türme des Kreml mit einem Fernrohr und halte Ausschau nach dem Kommen der Weltrevolution.“ — „Was verdienst du dabei?“ — „Bierzig Rubel monatlich, ein jämmerlich niedriger Lohn.“ — „Aber da kannst du doch nicht klagen. Du mußt doch rechnen; das ist eine Lebensstellung.“

Wärmetheorie. Lehrer: „Also, Müller, ihr habt nun gehört, daß durch die Wärme die Dinge sich ausdehnen, durch Kälte aber zusammenziehen. Sage nun dafür ein Beispiel.“ — Müller: „Die Ferien.“ — Lehrer: „??“ — Müller: „Im Sommer sind die Ferien lang — im Winter aber nur kurz.“

Reiseandeken. „Mein Vater war dieses Jahr in Kissingen,“ erzählte ein Bub dem andern, „und er hat eine Base mit nach Hause gebracht, da steht drauf: „Andeken an Kissingen.“ — „Das ist noch gar nichts,“ meinte der zweite Bub. „Mein Vater war in der Schweiz und da hat er sechs silberne Löffel mitgebracht, da steht drauf: „Alpen-Hotel.““

Erbaunngsstunde. Der Superintendent des Garnisonsstädtchens war gleich Seelsorger für das Regiment. Als solcher wollte er „Kasernen-Abend-Stunden“ einführen, die der christlichen Erbauung der braven Soldaten dienen sollten. Der Besuch ließ aber viel zu wünschen übrig; die Leute gingen nach dem Dienst lieber ein Glas Bier trinken oder mit ihrem Mädel spazieren. Da wandte sich der Geistliche an den Regimentskommandeur mit der Bitte um Unterstützung. Der Oberst sprach mit den Eskadronchefs und wirklich bei der nächsten Abendstunde war der Saal hübsch gefüllt. Hocherfreut wandte sich der Superintendent an einen Soldaten mit der Frage: „Nun, mein Sohn, warum sind Sie hierhergekommen?“ Der Gefragte stieß stramm auf und antwortete kurz militärisch: „Weil ich meine Stümpfe nicht jucken hatte, Herr Pastor!“

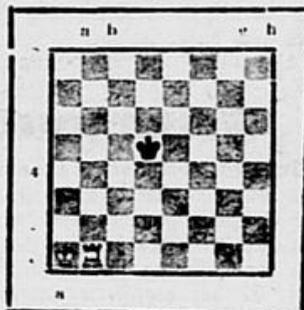
Schach-Ede.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. A. von Paß. Druck- und Verlagsanstalt Teplitz-Schönbau, Fildergasse.)

27. Fortsetzung.

Matt mittels eines Turmes.

Bild 39.



Matt in 16 Zügen.

Das Matt kann in spätestens 16 Zügen erzwungen werden.

Am schnellsten führt wieder die sofortige Annäherung des Königs an den feindlichen (im Springerabstand) zum Ziel.

1. Kc2 Kd4 (oder anders) 2. Kc3 Ke4 (auf Ke3 folgt Tb4) 3. Kc3 Ke5 4. Ke4 (Springerabstand!) Ke4! (hält sich auf den Mittelfeldern!)

5. Te1+ Kf5 (oder Kf3 Kd4 oder Kf3 Kd5) 6. Kd4 Kf4 (oder Kf6 siehe Bild 41).

Jetzt stehen sich beide Könige gerade gegenüber, so daß sie ein Feld hommt (wie bereits nach dem vierten Zuge von Schwarz).

Eine solche Gegenüberstellung nennt man „kurze Opposition“, die schräg oder gerade sein kann. Siehe Bild 40.

Bild 40.

Kurze gerade Opposition.



Weiß nützt wieder (wie im 5. Zuge) die Opposition aus, um den König gegen den Rand zu drängen:

7. Td1+ Kg5 8. Ke4 (Springerabstand) Kg6 9. Ke5 (oder Tf5) Kc5 10. Tg1+ Kh4 11. Kf5 Kh3 12. Kf4 Kh2 13. Tc3 Kh1 14. Kf3 Kh2 15. Kf2 Kh1 16. Th3 matt.

Bild 41.

Veränderung zum 6. Zuge von Schwarz.



Nach 6. . . . Kf6

Jetzt führt 7. Te5 am raschesten zu Matt, zum Beispiel Kf7 (g6) 8. Kd5 Kf6 9. Kd6 Kf7 (oder g7) 10. Te6 Kf8 11. Te7 Kg8 12. Ke6 Kf8 13. Kf6 Kg8 14. Kg6 Kf8 15. Te6 (oder e5 bis e1) Kg8 16. Te8 matt.

Auch bei dieser Mattführung muß man sich vor Patt hüten. (Fortsetzung folgt.)